

Verstehen wir die Ostkirche?

WILHELM DE VRIES SJ

Seit 900 Jahren ist die katholische Kirche faktisch fast völlig auf den lateinischen Westen beschränkt. Die überwältigende Mehrheit der katholischen Christen bildet einen durch und durch einheitlichen, straff zentralisierten Block, in dem es nur *einen* Ritus, den römischen, und nur *eine* Kirchensprache, das Lateinische, gibt. Der einheitliche Codex iuris canonici mit seinen 2414 Kanones regelt das kirchliche Leben bis in alle Einzelheiten hinein in Italien wie in Deutschland, in Europa wie in Afrika, in Amerika wie in China. Eine trotz aller Nuancen der historischen Schulen im wesentlichen gleichförmige, durch den lateinischen Geist der mittelalterlichen Scholastik geprägte Theologie wird in allen theologischen Fakultäten und Priesterseminaren in allen Erdteilen gelehrt. Die großen Strömungen katholischer Frömmigkeit, wie etwa die Herz-Jesu-Andacht oder die Marienverehrung unserer Tage, erfassen gleichmäßig den ganzen Erdkreis.

Wir haben uns ein dieser tatsächlichen Lage entsprechendes Idealbild der kirchlichen Einheit gemacht. Die wesentliche Einheit im Glauben und in der Anerkennung der gottgesetzten Autorität in der Gesamtkirche genügt uns nicht. Wir freuen uns, daß wir uns auf der ganzen Welt in der Kirche zu Hause fühlen können, daß wir überall die uns geläufigen Formen des Kultes, die uns vertraute liturgische Sprache, die unserem Geschmack entsprechende Kunst usw. finden können. Ob sich dabei die andern auch alle zu Hause fühlen, bewegt uns wenig. Man hat uns doch allen als Kindern im Religionsunterricht diese wunderbare Einheit als das Ideal gepriesen.

Wir vergessen dabei, daß die tatsächliche Lage, die uns als so vorbildlich erscheinen will, in Wirklichkeit das Ergebnis einer tieftraurigen Spaltung ist, eines verhängnisvollen Bruches, der vor neunhundert Jahren den gesamten christlichen Osten von der universalen Kirche, in der er doch auch seit einem Jahrtausend Heimatrecht hatte, losriß. Ist uns mit der bunten Mannigfaltigkeit der Riten, der Gebräuche und Sprachen des Ostens, mit seiner überirdischen Kunst, seiner an den Vätern inspirierten Theologie und seiner mystischen Frömmigkeit nicht viel Wertvolles verlorengegangen? Ist uns nicht vielleicht vor allem eins abhanden gekommen: der Sinn für die Bedeutung dieser Vielgestaltigkeit für die doch grundsätzlich alle Völker umgreifende weltweite Aufgabe der allumfassenden Kirche? Muß es denn wirklich um der Einheit der Kirche willen sein, daß alle Völker trotz ihrer Verschiedenheiten über einen Leisten geschlagen werden?

Tatsächlich gibt es in der katholischen Kirche gewisse Gruppen von Ostchristen — im ganzen sind es fast 10 Millionen —, die mit ihrer bunten Mannigfaltigkeit von Riten, Sprachen und Gebräuchen genau so katholisch sind wie wir lateinische Katholiken des Westens. Und der Codex iuris cano-

nici erklärt sogar feierlich gleich in Kanon 1, daß er diese Orientalen nicht verpflichten will, wenn es nicht um Dinge geht, die der Natur der Sache nach jeden katholischen Christenmenschen angehen. Freilich, viele fassen die Union der Ostchristen als eine äußerliche Anfügung im Grunde heterogener Gebilde an den einheitlichen Block der eigentlichen katholischen Kirche auf, die natürlich die lateinische ist. Die Beibehaltung der östlichen Riten und Gebräuche sieht man vielfach an als eine widerwillig von Rom gemachte Konzession, als eine Anomalie, als das geringere Übel, mit dem man sich abfinden muß, das aber mit der Zeit verschwinden wird, wenn diese unierten Ostchristen erst einmal richtig katholisch geworden sind. Von den liturgischen Riten und den kanonistischen Besonderheiten abgesehen, haben sich diese Unierten selbstverständlich in allem der lateinischen Mehrheit anzugleichen, so vor allem in der Art und Weise, Theologie zu treiben, in der ganzen Geistigkeit, in den Formen der Frömmigkeit usw. Daß es etwa eine eigenständige östliche Theologie geben könnte — selbstverständlich unter Wahrung der Einheit im Glauben —, das geht uns doch nur sehr schwer ein.

Indes muß die rechtverstandene Wiedervereinigung eine Wiederherstellung der katholischen, weltumspannenden Einheit auf die Weise sein, wie sie vor dem unseligen Schisma bestand. Da war es aber einfach eine Selbstverständlichkeit, daß die katholische Kirche, weil allgemein und allumfassend, Raum hatte für die verschiedensten Riten und liturgischen Sprachen. Die Christen des Ostens mit all ihrer Eigenart waren genau so katholisch wie die des Westens, und es fiel niemandem ein, daß da um der Einheit willen, eine Gleichschaltung des Ostens hätte erfolgen müssen. Damit soll nicht gesagt sein, daß man das Rad der Geschichte einfach um 900 Jahre zurückdrehen könne und solle. Die Wiedervereinigung wird der historischen Entwicklung in West und Ost Rechnung tragen müssen. Aber die historisch gewordene und in der Vielgestaltigkeit der Charakteranlagen der Völker begründete Mannigfaltigkeit des Ostens muß auf jeden Fall innerlich bejaht werden.

Das ist heute jedenfalls der Standpunkt der Päpste. Pius XI. schreibt z. B. im *Motu proprio* „*Sanctae Dei Ecclesiae*“ vom 25. März 1938: „Wenn manche aus übertriebener Liebe zur Einheit und Eintracht und aus Unkenntnis der Orientalen und ihrer Eigenart deren heilige Riten abändern oder dem lateinischen Ritus angleichen wollten, so haben die Römischen Päpste, unsere Vorgänger, dergleichen Bestrebungen so gut sie konnten und mit allen Kräften widerstanden . . . Sie sind nämlich der Auffassung, daß die in der Eigenart der verschiedenen Völker begründete Verschiedenheit in liturgischen Dingen dem heiligen Glauben und der Einheit des Gottesdienstes nicht bloß in keiner Weise zuwider ist, sondern diese Einheit vielmehr ins rechte Licht stellt“ (AAS XXX [1938] 154—55). Und Pius XII. bekannte in seinem ersten Rundschreiben „*Summi Pontificatus*“: „Die Kirche Jesu Christi will als treue Hüterin der erhabenen göttlichen Weisheit in keiner Weise die charakteristische Eigenart der verschiedenen Nationen herabsetzen, an der die

Völker mit Recht als an einem heiligen Erbgut mit ehrfürchtiger Treue festhalten. Es geht der Kirche um eine solche Einheit, wie sie der erhabenen Liebe entspricht, die alle zusammenschließen soll, nicht aber um eine bloß äußerliche Gleichmacherei, die nur die inneren Kräfte schwächt“ (AAS XXXI [1939] 428).

Die Vielgestaltigkeit der liturgischen Riten des Ostens im Gegensatz zur Gleichförmigkeit im Westen ist eine Folge der Tatsache, daß in der Osthälfte des Römischen Reiches die verschiedenen Völker nicht in dem Maße kulturell einheitlich geprägt waren, wie dies im Westen der Fall war, wo die lateinische Kultur absolut herrschend war und auch von den kulturell niedrigstehenden Germanenvölkern angenommen wurde. Im Osten dagegen hatte der Hellenismus zwar weitgehend Eingang gefunden, hatte aber doch die älteren Kulturen der Syrer und Ägypter nicht einfachhin verdrängt. Außerhalb des Reiches bestanden zudem im Osten kulturell und politisch hochstehende Staaten mit eigenem Volksbewußtsein: die Königreiche von Armenien und Äthiopien und das Perserreich, das zu Beginn des 3. Jahrhunderts von den Sassaniden wieder zu neuer Größe geführt wurde. Es ist gewiß kein Zufall, wenn die verschiedenen Riten, die im Osten von unten her gewachsen sind, diese völkische, politische und kulturelle Lage widerspiegeln. Damals bestanden noch keine zentralen Regierungsmethoden in der Kirche. Riten wurden nicht in Amtsstuben ausgedacht, sondern wuchsen aus dem lebendigen Gebrauch heraus. Der byzantinische Ritus ist von den Griechen der neuen Kaiserstadt am Bosphorus geformt worden. Der alexandrinische Ritus ist in Ägypten entstanden und der antiochenische in Syrien. Das armenische Volk hat sich seinen eigenen Ritus geschaffen. Die Syrer Persiens übernahmen zwar von Antiochien ihre liturgischen Formen, bildeten sie aber zu ihrem eigenen ostsyrischen Ritus weiter. Die Äthiopier formten den von ihrer alexandrinischen Mutterkirche ererbten Ritus ihrem Volkscharakter entsprechend zu einem echt afrikanischen Ritus um, mit liturgischem Tanz und Musikinstrumenten, wie sie ihnen gefielen. Nebenbei gesagt hat kein Ritus bei den lateinischen Missionaren so viel Unverständnis gefunden wie gerade der äthiopische, der wie kaum ein anderer volksnah und urwüchsig ist.

Selbstverständlich feierten Griechen, Syrer, Ägypter, Armenier und Äthiopier den Gottesdienst in ihrer eigenen Sprache. Die Slawenvölker, die später von Byzanz aus christianisiert wurden, übernahmen zwar den Ritus der ihnen kulturell hoch überlegenen Kaiserstadt, aber ihre Apostel, Cyrillus und Methodius, schenkten ihnen von vornherein — übrigens mit dem Segen der Päpste — einen Gottesdienst in ihrer eigenen slawischen Sprache. So entsprach es östlicher Tradition.

Wir dürfen freilich bei aller Freude an der üppig wachsenden, volksnahen Mannigfaltigkeit im Osten auch nicht die Gefahren übersehen, die mit der kulturellen, politischen und völkischen Vielgestaltigkeit für die wesentliche Einheit der Kirche im Osten gegeben waren. Es bildeten sich dort, den fünf verschiedenen Riten bezeichnender Weise genau entsprechend,

auch fünf untereinander unabhängige, wenn auch zunächst noch im Verband der Universalkirche stehende autonome Kirchengruppen heraus: die Patriarchate von Alexandrien, Antiochien und Konstantinopel, die ostsyrische Kirche Persiens und die armenische Kirche. Diese letztgenannte löste 374 ihre Bindung an die Mutterkirche von Cäsarea in Kappadozien. Die persische Kirche schaffte 424 das Recht der Appellation an „die westlichen Väter“ ab, weil ihr Oberhaupt, der Katholikos von Seleukia-Ktesiphon, den westlichen Patriarchen völlig gleichgeordnet sei. In Persien wie in Armenien war für diese Autonomieerklärung der politische Gegensatz zum Römischen Reich maßgebend. Damit wollten sich diese Einzelkirchen nicht von der Gesamtkirche trennen. Die gottgesetzte zentrale Autorität im Bischof von Rom trat damals wesentlich weniger in Erscheinung als heute. In den ersten Jahrhunderten tat sich der Primat des Papstes, wie L. Hertling SJ sehr gut gezeigt hat,¹ vor allem dadurch kund, daß Rom Zentrum und Haupt der sakramentalen *Communio* war, nicht aber durch zahlreiche direkte Eingriffe in die Verhältnisse der Einzelkirchen. Der Papst hatte damals ohne Zweifel die gleichen Rechte wie heute, dieselbe ordentliche und direkte Jurisdiktionsgewalt über die Gesamtkirche. Aber es ist ebenso unzweifelhaft, daß er in den ersten Jahrhunderten auch nicht entfernt in dem Maße davon Gebrauch machte, wie das heute üblich ist, besonders, was den Osten angeht.

Die Autonomie der Einzelkirchen im Osten führte dann tatsächlich zur Kirchenspaltung, bei welcher Entwicklung zunächst die christologischen Streitigkeiten des 5.—7. Jahrhunderts eine entscheidende Rolle gespielt haben. Diese Streitigkeiten wurden geboren aus der wohl in der Verschiedenheit des Volkscharakters von Syern und Ägyptern begründeten verschiedenen Art, Theologie zu treiben, wie sie in der antiochenischen und der alexandrinischen Katechetenschule üblich war. In Alexandrien neigte man mehr zu mystischer Tiefe, in Antiochien dagegen zu rationaler Klarheit. In Alexandrien wurde der Monophysitismus geboren, der das Mysterium der Einheit des Gottmenschen überbetonte. In Antiochien entstand der Nestorianismus, der das unergründliche Geheimnis der Menschwerdung durch rationale Erklärung auflöste. Der Monophysitismus wurde — auch aus nationalem Gegensatz gegen den verhaßten Griechenkaiser, der seine Lehre allen Untertanen aufzwingen wollte — von den meisten Syern des Patriarchats Antiochien und von fast allen Ägyptern angenommen. Die Syrer Persiens dagegen erklärten sich, um sich von den Christen des Persien feindlichen Römerreiches zu unterscheiden und so dem Verdacht des Verrates zu entgehen, für den Nestorianismus. Die Lehren der antiochenischen Schule wurden in der persischen theologischen Schule von Nisibis weitergebildet.

Die Mannigfaltigkeit im Unwesentlichen war also schließlich auch der wesentlichen Einheit zum Verhängnis geworden. Die Gegenbewegung zur Wie-

¹ L. Hertling SJ, *Communio und Primat*. Sonderabdruck aus den „*Xenia Piana*“, Bd. VII der „*Miscellanea Historiae Pontificiae*“, Rom 1943.

derherstellung der Einheit, ja zu möglichster Ausmerzung der ihr gefährlich scheinenden Mannigfaltigkeit ging von der Kaiserstadt Konstantinopel aus. Es ist ihr in der Tat gelungen, den Osten weitgehend zu vereinheitlichen; bekennt sich doch heute die überwältigende Mehrheit der Ostchristen — etwa 150 Millionen gegenüber 15 — zum byzantinischen Ritus. In Byzanz bestand von jeher die Tendenz, die Kirche in eine Beamtenhierarchie umzuwandeln, aus ihr ein getreues Abbild des oströmischen Einheitsstaates zu machen. In allen Einzelkirchen, die zur Zeit der christologischen Streitigkeiten dem wahren Glauben und der katholischen Gesamtkirche treu blieben, riß Byzanz mit der Zeit die alleinige Führung an sich und führte bei ihnen seinen Ritus und sein Kirchenrecht ein.

Die östlichen Patriarchate von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem wurden durch die christologischen Kämpfe und dann durch die arabische Eroberung stark geschwächt und suchten deshalb Anlehnung an die starke Schwesterkirche des Byzantinischen Reiches. Die politischen Erfolge der mazedonischen Dynastie stellten sodann im 10. Jahrhundert die byzantinische Herrschaft in einem Teil Syriens wieder her. Dann kamen die lateinischen Kreuzfahrer, die in Antiochien und Jerusalem lateinische Patriarchate errichteten und die orientalischen Patriarchen verjagten. Diese gingen nach Konstantinopel und gerieten so erst recht unter den Einfluß der dortigen Autoritäten. Im Patriarchat Alexandrien war die überwiegende Mehrheit des ägyptischen Volkes zum Monophysitismus abgefallen. Das orthodoxe Patriarchat hatte nur wenige Anhänger, zumeist griechischer Herkunft oder wenigstens Sympathie. So war es geneigt, sich an Konstantinopel anzulehnen. Alle diese Faktoren führten schließlich zu einer fortschreitenden Byzantinisierung der von Haus aus durchaus nicht byzantinischen östlichen Patriarchate. Ritus und Kirchenrecht der alten Kaiserstadt wurden dort langsam übernommen, und man gewöhnte sich daran, von dort aus Weisung zu empfangen.

Schon vorher hatte Byzanz durch die Gewinnung eines Teiles der Slawenvölker sein Einflußgebiet gewaltig vergrößert. Die Serben, Bulgaren und Russen nahmen das Christentum von byzantinischen Missionaren an. Ihre Kirchen unterstanden so zunächst Konstantinopel, und sie übernahmen naturgemäß Ritus und Recht der Mutterkirche. Freilich gewährte man ihnen den Gebrauch ihrer eigenen Sprache beim Gottesdienst.

Der scheinbar festgefügte Block der byzantinischen Kirche trug jedoch den Keim der Zersetzung von vornherein in sich. Byzanz konnte sich für sein einheitsschaffendes Wirken nicht auf göttliches Recht berufen. Es hatte seinen Primatsanspruch mit der Tatsache begründet, daß es Hauptstadt des Reiches, Sitz des Kaisers und des Senates war (Vgl. Kanon 28 des Konzils von Chalkedon). Dieses Prinzip, daß der Hauptstadt des Reiches als solcher eine Vorrangstellung auf kirchlichem Gebiet gebühre, hat den Aufstieg Konstantinopels begründet und es ihm möglich gemacht, den gewaltigen einheitlichen Block der orthodoxen, byzantinischen Kirche zu schaffen. Aber

dieses gleiche Prinzip sollte sich in der Folgezeit als gefährlicher Sprengkörper erweisen, fähig, den festgefügtten Block der orthodoxen Kirche in eine Unzahl nationaler, selbständiger Einzelkirchen zu spalten. Die Mannigfaltigkeit setzte sich wieder durch auf Kosten der Einheit. Solange die Christenheit in dem einen Reich zusammengeschlossen war, trat die Gefahr noch nicht so zutage. Als aber später andere christliche Reiche entstanden, wie das bulgarische, das serbische und das russische — Reich, die alle den Anspruch erhoben, an Stelle des Byzantinischen das *eine* Reich der Christenheit zu sein —, da lag es nur zu nahe, daß auch die Hauptstädte dieser Reiche einen Vorrang auf kirchlichem Gebiet beanspruchten. So wandte sich das Prinzip, das einst die Vormachtstellung des Neuen Rom grundgelegt hatte, im Laufe der Jahrhunderte gegen Konstantinopel und führte zur Auflösung der einheitlichen orthodoxen byzantinischen Kirche in eine Reihe von autokephalen nationalen Einzelkirchen. Die organisatorische Einheit der byzantinischen Kirche zerbrach. Man hat dann die Theorie der tatsächlichen Entwicklung angepaßt. Nach orthodoxer Lehre besteht die Gesamtkirche grundsätzlich aus einer Vielheit von nationalen selbständigen Einzelkirchen. Eine sichtbare Spitze wird als überflüssig, ja als gefährlich betrachtet. Ein Stellvertreter Christi auf Erden, dem die oberste Führung der Universalkirche zukäme, stellte in den Augen der Orthodoxen den Herrn und seine überragende Autorität in den Schatten. Die byzantinische Kirche hat also schließlich grundsätzlich auf ein Wesenselement der kirchlichen Einheit verzichtet. Die Mannigfaltigkeit hat sich trotz der Einheit im Glauben, im Ritus und im Kirchenrecht im Bereich der Organisation der Kirche durchgesetzt, und zwar in einem solchen Ausmaß, daß die wesentliche Einheit der Kirche in ihrem hierarchischen Aufbau dabei zerbrach.

Konstantinopel, das Zweite Rom, hatte als neue Hauptstadt des Reiches einen Vorrang in der Kirche errungen. Es war schließlich nicht mehr gewillt, sich noch weiter dem Ersten Rom, das von seiner alten Größe herabgesunken war, unterzuordnen. So kam es zum Schisma.

Das alte Rom war im Bewußtsein seines göttlichen Rechtes, Mittelpunkt der kirchlichen Einheit zu sein, dazu geneigt, diese Einheit noch stärker als Byzanz zu betonen, und zwar über das Wesentliche hinaus. Rom wie Byzanz waren den zu missionierenden „Barbaren“ zwar in gleicher Weise überlegen. Byzanz war aber an eine Vielheit der liturgischen Sprachen bereits gewohnt, während eine solche im Westen etwas Unerhörtes war. So ist es nicht zu verwundern, daß dort die Mannigfaltigkeit im kirchlichen Leben weniger zur Geltung kam als im Osten. Wo Rom selbst unmittelbar missionierend auftrat, da hat es seine Liturgie und fast immer auch seine Kultsprache bei den Völkern eingeführt, denen es das Evangelium vermittelte, so Ende des 6. Jahrhunderts bei den Angelsachsen, die sie dann später uns Deutschen brachten. Der heilige Bonifatius hat die deutsche Kirche auch organisatorisch fest mit Rom verbunden. Er leistete 722 dem Papst denselben Eid der Treue, wie ihn die unmittelbar Rom unterstehenden suburbikarischen Bischöfe ablegten. Bonifa-

tius fragte immer wieder auch in geringfügigen Kleinigkeiten in Rom an, wie er es zu halten habe. Die deutsche Kirche wurde so eng an das Zentrum der kirchlichen Einheit angeschlossen. Kein Wunder, daß sich dem deutschen Volkscharakter mehr entsprechende Formen des Gottesdienstes weniger entwickeln konnten. Die Einheit blieb so besser gewahrt als im byzantinischen Raum, wo man von vornherein der Mannigfaltigkeit stärkere Konzessionen gemacht hatte. Allerdings kam es endlich zu einem um so tragischeren Bruch in der Reformation, die gerade die germanischen Völker zum größten Teil von Rom losriß und radikal neue und eigenständige Formen des Gottesdienstes entwickelte. Etwas Ähnliches hat es im byzantinischen Osten nie gegeben.

Bei der Missionstätigkeit in der Neuzeit war Rom wieder vor allem auf die Wahrung der Einheit bedacht. Inzwischen war die zentrale Organisation der Kirche sehr viel weiter ausgebaut worden. Die katholische Kirche war praktisch auf den lateinischen Westen beschränkt. So lag es nahe, lateinische Geistesart, lateinische Liturgie und Kultsprache als das einzig genuin Katholische anzusehen. Es ist begreiflich, daß dabei die Rücksicht auf die ganz anders gearteten Völker, denen man das Evangelium brachte, wenig zu ihrem Recht kam. Lag es nicht vielleicht auch daran, wenn es nirgendwo gelang, die Mehrheit dieser Völker für das Christentum zu gewinnen und in jenen Ländern eine wirklich bodenständige, mit dem Volk verwurzelte Kirche zu gründen? Gilt nicht heute auch deswegen in Asien und Afrika das Christentum immer noch als die Religion der Fremden, von denen man nichts mehr wissen will? Wurde so nicht eine Situation geschaffen, die in ihrer ganzen Gefährlichkeit erst heute zutage tritt, da Asien und Afrika zum vollen Bewußtsein ihres Eigenrechts erwachen? Allerdings, wann ist je in der Geschichte ein missionierendes Zentrum wesentlich anders als Rom vorangegangen? Auch die nestorianische Kirche Persiens, historisch nach Rom und Byzanz die bedeutendste Missionskirche, die schon im 7. Jahrhundert das Christentum bis nach China hin brachte und dann später nach Zentralasien und zu den Mongolen, hat überall ihren ostsyrischen Ritus und ihre syrische Kultsprache verbreitet. Um 1300 zeigte sich der Franziskaner Johannes von Monte Corvino, der bei den Mongolen das Evangelium predigte, anpassungsfähiger als seine nestorianischen Konkurrenten, führte er doch die römische Messe in mongolischer Sprache ein. Aber wirklich eigenständige, volksnahe Kultformen haben sich bei einer zentral gelenkten Missionierung niemals entwickelt. Sie sind nur in den ersten Jahrhunderten entstanden, als die Verbreitung des Evangeliums unsystematisch erfolgte und als tatsächlich noch kein uniformierendes und alles reglementierendes kirchliches Zentrum vorhanden war.

Die Wiederaufnahme des Kontaktes mit dem christlichen Osten, der bereits vor der Durchführung zentraler Methoden in der Kirchenleitung eine bunte Mannigfaltigkeit, wie sie der Verschiedenheit seiner Völker entsprach, ausgebildet hatte, konnte für die Überbetonung des Einheitsgedankens als ein Korrektiv dienen. Es war selbstverständlich, daß die Griechen ein Recht

auf ihre eigenen liturgischen Formen und ihre Kultsprache hatten. Das stand bei Unionsverhandlungen, etwa in Florenz (1438—1439), überhaupt nicht zur Diskussion. Selbst darüber hinaus zeigte man den Griechen gegenüber in Florenz ein recht weitgehendes Verständnis auch für ihre Art des theologischen Denkens, das nicht an der Scholastik ausgerichtet war. Man verstand, daß sie für die Grundbegriffe der Philosophie und Theologie nicht dieselben Fachausdrücke gebrauchten wie die Lateiner. Man hat ihnen jedenfalls nicht ein fix und fertig aufgesetztes lateinisches Glaubensbekenntnis auferlegt, sondern hat sich die Mühe genommen, in großer Geduld mit ihnen zu diskutieren, um einmal wirklich festzustellen, wo es um sachliche Meinungsverschiedenheiten in Glaubensdingen ging und wo im Grunde nur verschiedene Ausdrucksweisen desselben Glaubensgutes vorlagen. Man hat z. B. die griechische Formel vom Ausgang des Heiligen Geistes vom Vater *durch* den Sohn als mit der lateinischen vom Ausgang vom Vater *und* vom Sohn als gleichberechtigt anerkannt. Man hat sich ehrlich bemüht, auf der Grundlage der Heiligen Schrift und der gemeinsamen Überlieferung zur Einigung zu kommen. Die Union von Florenz hatte jedoch trotz aller Bemühungen, wie bekannt, keinen dauernden Erfolg.

Später, vom 16. Jahrhundert an, kam es dann zu verschiedenen bleibenden Unionen: in der Ukraine und Weißruthenien, in Siebenbürgen, in Indien und im Vorderen Osten. Der streng einheitliche lateinische Westen wurde so zu einer Auseinandersetzung mit dem vielgestaltigen Osten gezwungen. Das war nicht immer leicht, und es hat nicht an Versuchen gefehlt, trotz allem auch im Osten das „Ideal“ der absoluten Gleichförmigkeit durchzuführen. Die Portugiesen in Indien z. B. brachten dem vom chaldäischen katholischen Patriarchen Abdicho für die Malabarchristen Mitte des 16. Jahrhunderts geschickten Bischof Mar Josef erst einmal die lateinische Messe mitsamt der portugiesischen Aussprache des Latein bei. Auf dem Konzil von Diamper (1599) dekretierte man dann, daß die lateinische Privatmesse in syrischer Sprache zu feiern sei. Für die Sakramentspendung ist bei den Malabarchristen bis heute das ins Syrische übersetzte römische Rituale im Gebrauch. Erst jetzt bereitet die Orientalische Kongregation die Wiedereinführung des ostsyrischen Ritus für die Spendung der Sakramente vor. In Äthiopien schob der portugiesische Patriarch Alonso Mendez SJ die ganze äthiopische Liturgie als unbrauchbar kurzerhand beiseite und führte die ins Altäthiopische übersetzte lateinische Messe ein. Selbst ein so weitschauender und überaus kluger Mann wie der heilige Ignatius hatte, als er die ersten Missionare nach Äthiopien sandte, diesen anempfohlen, die Christen dort vorsichtig zur Beobachtung der römischen Gebräuche zu führen. Die gewaltsamen Methoden, die seine Söhne dann später zu Beginn des 17. Jahrhunderts dort anwandten, hätte er freilich nicht gebilligt. Die ganze Mission scheiterte *auch* deshalb. Nach anfänglich glänzendem Erfolg wurden die Missionare vertrieben. Trotz aller Erfahrungen schlugen jedoch noch im Jahre 1882 zwei so hervorragende Missionare wie der Kapuziner-Kardinal Massaia und der Lazarist Touvier allen

Ernstes der Propaganda vor, unter völliger Mißachtung des äthiopischen Ritus die lateinische Messe in altäthiopischer Sprache einzuführen. Für die Sakramente war längst das römische Rituale im Gebrauch. Im Vorderen Osten haben — besonders in Palästina — nicht wenige Missionare — allen Mahnungen Roms zum Trotz — tapfer weiter latinisiert, überzeugt, daß sie nur so die Orientalen richtig katholisch machen könnten. Das lateinische Patriarchat von Jerusalem (wiedererrichtet 1847) ist das Resultat dieser Latinisierung.

Aber auch wenn man die äußere Schale der Riten und Gebräuche respektierte, so hat man doch für den inneren Kern östlicher Geisteshaltung durchweg wenig oder gar kein Verständnis aufgebracht. Man hat mit der größten Selbstverständlichkeit den Osten innerlich latinisiert durch Einführung spezifisch westlicher Frömmigkeitsformen und natürlich auch der westlichen Theologie ohne jede Rücksicht auf die berechnigte Eigenart östlicher Tradition. So ist ein innerlich stark verwestlichtes „uniertes“ Ostchristentum entstanden, das vielfach wenig geeignet ist, für die Sache der Wiedervereinigung zu werben. Das alles zeigt, wie verzweifelt schwer es uns lateinischen Katholiken fällt, wirklich „katholisch“ zu denken und zu begreifen, daß die katholische Religion nicht notwendig im Gewand der westlichen Kultur auftreten muß. Heute denkt man in Rom freilich anders. Vor kurzem hat sich die Orientalische Kongregation z. B. ernsthaft bemüht, bei den katholischen Ostchristen das traditionelle östliche Mönchtum wieder zu Ehren zu bringen. Aber das Ordenswesen bei den Ost-Katholiken ist tatsächlich bereits so stark verwestlicht, daß diese Bemühungen gescheitert sind.

Ein sehr schwieriges Kapitel ist endlich die Achtung der traditionellen hierarchischen Struktur der Ostkirche. Die Ostchristen erfreuten sich auch vor dem Schisma einer sehr weitgehenden Autonomie. Im Westen hatte sich aber inzwischen ein System starker Zentralisation entwickelt. Es lag nahe, dieses System auch auf den unierten Osten auszudehnen. Das ist in der Tat in weitem Umfang geschehen. Nur ein Beispiel: Bereits der unmittelbare Nachfolger des ersten griechisch-katholischen Patriarchen von Antiochien (Cyrill Tanas, gewählt 1724) wurde unmittelbar von Rom ernannt. So sollte der allerdings ungeeignete von Cyrill als Nachfolger designierte Athanasius ausgeschlossen werden. Es ist begreiflich, daß dieses Vorgehen eine Zerreißprobe der Union wurde. Es hat in der Geschichte der Unierten noch manche andere ähnliche Fälle gegeben.

Im ganzen hat der Kontakt mit dem Osten aber doch langsam dazu geführt, den Blick des Westens zu weiten. Die These vom Vorrang des lateinischen Ritus in der katholischen Kirche — sie wurde selbst von Benedikt XIV. in der Konstitution „Etsi Pastoralis“ vom 26. 5. 1742 noch vertreten — geriet ins Wanken. Das „Ideal“ der unbedingten Gleichförmigkeit in allem nach dem Vorbild des Westens wurde doch langsam fragwürdig. Heute erkennt die Leitung der katholischen Kirche rückhaltlos die volle Gleichberechtigung der mannigfachen orientalischen Riten mit dem lateinischen an, wenn auch

diese Geisteshaltung wohl noch lange nicht Gemeingut aller Gläubigen geworden ist. Es ist dies ein sehr wesentlicher Gewinn für das rechte Verständnis der Bedeutung der Vielgestaltigkeit in der katholischen Kirche. Nur so kann jene lebendige Einheit der Kirche in einem Zeitalter gefunden werden, das durch seinen technischen Fortschritt die Völker der Erde einander immer näherbringt.

Italiens Süden

Sorge und Hoffnung

EMIL SCHMITZ SJ

Die Hypothek der Geschichte

Fährt man auf der neuen Straße — der Mediana — von Rom nach Süden, tut man gut daran, sich nach einigen Kilometern eine kleine Pause zu gönnen. Hier, in den ehemaligen Pontinischen Sümpfen, begann das jahrhundertelange Ringen um den Süden. Nicht erst seit heute kämpft Italien um Land, Getreide und selbständiges Bauerntum. Schon die Etrusker haben in der Maremma, zwischen Rom und Florenz, blühende Städte auf urbar gemachtem Land gebaut, und die Volsker versuchten mit einigem Erfolg, die Sümpfe auszutrocknen. An der Jonischen Küste standen schöne Zentren griechischer Kultur, wie Tarent, Sibaris und Syrakus, auf ehemals verseuchtem Gelände. Später halfen dann die Zisterzienser und noch später die Päpste, besonders Clemens VIII. († 1605), Innozenz XI. († 1689), vor allem aber Pius VI. († 1799), dem es beinah gelang, die Pontinischen Sümpfe trocken zu legen. Und trotzdem: für die damaligen Männer war die Aufgabe ohne die heutigen technischen Hilfsmittel zu schwer und zu zeitraubend. Vor allem aber: jahrhundertlang lebte der Süden Italiens unter feudalistischen Systemen, die nur ausbeuteten, nichts anlegten: zuerst die Normannen, dann die Byzantiner. Jeder verfolgte nur seine Interessen, keiner tat etwas für dieses wertvolle, aber vollkommen vernachlässigte Land.

Der Anfang

Wie uns der Präsident der Cassa per il Mezzogiorno mitteilte, verstand es das Königreich Italien nicht, die für den Süden notwendigen Maßnahmen zu ergreifen. Vor allem die Finanzverwaltung war allzusehr auf den Norden zugeschnitten, der Süden ging im großen und ganzen leer aus. Ein Teil des Res-